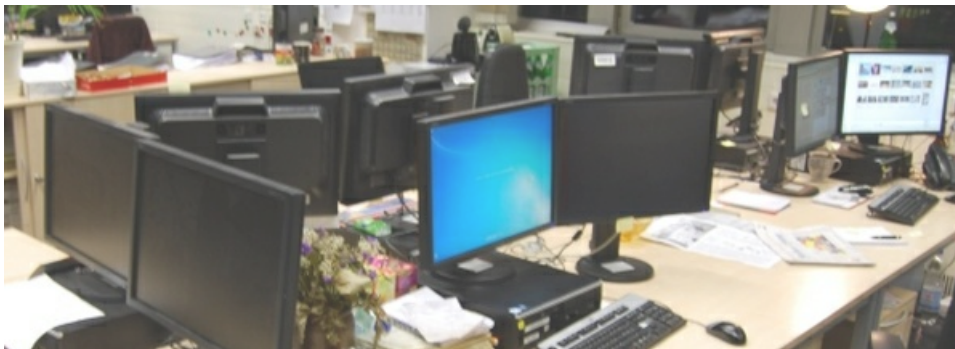


Wer macht Medien?

Ausgabe Nr. 27, 05. März 2013



Die Frage „Wer macht Medien?“ berührt zwei uns wichtig erscheinende Diskussionen. Zum einen steht der von der Frankfurter Schule formulierten Kulturindustrie-These, die eine scheindemokratische Teilhabe an massenhaft verbreiteten Medienprodukten kritisiert, die aus den Cultural Studies stammende Idee entgegen, dass die individuelle Aneignung von Medien und Populärkultur subversives Potenzial birgt. Ob dieses jedoch für die Veränderung der Gesellschaft bedeutsam ist oder auf der rein individuellen Ebene verbleibt, ist weiterhin umstritten. Zum anderen nimmt die Nutzung von Online-Medien und sozialen Netzwerken in letzter Zeit gehäuft Einfluss auf Entstehung, Verlauf und Ausgang medialer Debatten, wie die auch online forcierte Skandalisierung von Sexismus, Rassismus oder einzelner Medien wie der *BILD-Zeitung* zeigt. Wo die einen eine „Demokratisierung“ durch das Internet sehen, sehen andere den Schwerpunkt „Medienaktivismus“ skeptischer: Immer noch erfüllen Massenmedien entgegen gängiger medienwissenschaftlicher Annahmen, die Information, Meinungsbildung und Kontrolle betonen, vor allem eine herrschaftssichernde Funktion, indem sie Konsens organisieren.

Um den Herstellungsprozess dieses Konsenses zu analysieren, bietet die Neuauflage der vielfach auf Medientexte angewandten Einführung in die Kritische Diskursanalyse Ansatzpunkte, die Sebastian Friedrich in seiner Rezension als [„Werkzeug für Veränderung“](#) bespricht. Er zeigt sich, dass neben Texten auch medial wiederholte *Bilder* bestehende Unterdrückungsverhältnisse konstruieren, bestätigen und legitimieren. Dr. Daniele Daude beschreibt in ihrer Rezension des Klassikers [„Black Looks“](#) von bell hooks, wie eine Dekonstruktion rassistischer Bilder und eine „Entkolonialisierung“ dieses Archivs von Bildern aussehen kann. Eine andere Form des Widerstands stellt der durch Guppen wie *Anonymous* vertretene Online-„Hacktivismus“ dar – Sebastian Kalicha [bespricht](#) eine Neuerscheinung, die erklärt, was es mit DDoS-Attacken oder LulzSec auf sich hat. Mit der Frage nach einer Wirkmächtigkeit von Massenmedien auf internationale Politik analysiert Alexander Brand in seiner Dissertation ein Thema, das Sara Madjlessi-Roudi in [„Vom 'CNN Effekt' und der 'Twitter Revolution'“](#) rezensiert. Eine Studie zur Darstellung von [„Migrantinnen in den Medien“](#) bietet der Rezensentin Hannah Schultes zufolge zwar einen interessanten Fokus auf die Schnittstelle von gender und race, lässt aber auch einige Fragen hinsichtlich der Repräsentationskritik offen.

In den weiteren aktuellen Rezensionen befasst sich Adi Quarti in seinem Beitrag [„Kontroverse Kommunismen“](#) mit dem zweiten Band von „Idee des Kommunismus“. Christian Stache hebt in der Rezension [„Marxistische Antworten auf ökologische Fragen“](#) anhand des Buches „Der ökologische Bruch“ die Notwendigkeit einer ökologischen Revolution hervor. Eine Neuerscheinung zum Extremismusbegriff und der „Bildungsarbeit“ des Verfassungsschutzes bespricht Lotta Schwedler in ihrem Beitrag [„Schulverweis für den Verfassungsschutz“](#).

Und nun viel Spaß beim kritischen Lesen!

Werkzeug für Veränderung



Siegfried Jäger Kritische Diskursanalyse Eine Einführung

Die komplett überarbeitete Einführung in Theorie und Methode der Kritischen Diskursanalyse stellt nicht nur Handwerkszeug zur Verfügung, sondern regt für eine widerständige Praxis an.

Rezensiert von [Sebastian Friedrich](#)

Wer macht Medien? Die Frage kann je nach Perspektive unterschiedlich beantwortet werden. Manche mögen antworten, es sind Journalist_innen und Herausgeber_innen, also die Medien-Macher_innen. Für andere sind es eher Unternehmen, die als Werbekunden oder Anteilseigner das Heft oder die Zeitung in der Hand haben. Ebenso umstritten ist, ob Medien Spiegel oder Bildner der Gesellschaft sind. Beide Diskussionen betreffen direkt die Fragen nach der Intervention in und gegen Medienkampagnen sowie -debatten. Wie soll aus linker Perspektive gehandelt werden, wenn sich etwa in den großen Zeitungen der gesamtgesellschaftliche Rassismus Bahn bricht, ein Sozialdemokrat über irgendwelche Gene spricht und als politische Handlungsperspektive das „Auswachsen“ von als problematisch identifizierten Gruppen anbietet? Sollen die verantwortlichen Redakteur_innen, der Verfasser selbst oder die Werbekunden und Anteilseigner in den Blick genommen werden? Auch wenn Verantwortlichkeiten durchaus benannt werden sollten, läuft ein solcher Fokus Gefahr die Fragen auszublenden, *warum* und *in welcher Weise* bestimmte Aussagen eine derartige Wirkmacht entfalten können. Im besten Fall stützen sich mögliche linke Interventionen auf Analysen, die den gesamtgesellschaftlichen Kontext ins Zentrum der Betrachtung rücken. Die Diskursforschung (vgl. Keller 2011) stellt für ein solches Herangehen viele Anregungen zur Verfügung. Sie umfasst die vielen – teilweise auch sehr unterschiedlichen – Ansätze der Diskursanalyse, die in Tradition des französischen Philosophen Michel Foucault stehen. Eine der bekanntesten Ansätze darunter ist der vom *Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung* (DISS) geprägte Ansatz der *Kritischen Diskursanalyse* (KDA). Siegfried Jäger hat nun den bereits in den 1980er Jahren entworfenen Ansatz einem gehörigen Update unterzogen und sein Standardwerk zur Einführung in die Kritische Diskursanalyse vollständig überarbeitet.

Von Foucault...

Die KDA orientiert sich sehr eng an den Arbeiten Foucaults und greift weitgehend auf die von ihm geprägten analytischen Begrifflichkeiten Diskurs, Wissen, Wahrheit und Macht zurück. Foucault definierte in „Archäologie des Wissens“ Diskurse als Menge von Aussagen, „die einem gleichen Formationssystem zugehören“ (Foucault 1973: 156). Aussagen sind es, die vorhandenes Wissen reproduzieren; Wissen, das nicht einfach vorhanden ist, sondern durch Diskurse hergestellt wird. Insofern sind Aussagen nicht nur Stützpfiler des Diskurses, die durch Wiederholung gestärkt werden, sondern gleichwohl dafür verantwortlich, dass sich Diskurse ändern. Aussagen produzieren somit auch Wissen, denn Wissen ist Diskursen nicht vorgelagert, vielmehr stehen beide in wechselseitiger Beziehung zueinander. Dieses diskursiv etablierte Wissen ist konstitutiv für die zeitlich, örtlich und thematisch gebundene Wahrheit.

Das geregelte Verfahren zur Herstellung von Wahrheit ist wiederum eng an Macht gekoppelt. Zwar

ist nach Foucaults Machtbegriff auch in Machtverhältnissen niemand machtlos, doch haben die, die über größere Zugänge zur (Re-)Produktion von herrschendem Wissen und Wahrheit verfügen, gewissermaßen mächtigeren Einfluss. Diskurse als Träger von zeitlich- und örtlich-abhängigem Wissen üben Macht aus und tragen zur Strukturierung von Machtverhältnissen in einer Gesellschaft bei. Macht und Wissen sind für Foucault ebenfalls nicht voneinander zu trennen, sondern lediglich ein Analyseraster, bei dem nicht die Macht auf der einen Seite dem Wissen auf der anderen gegenübergestellt wird.

Welche Stellung hat in diesem Analyserahmen das Subjekt? Foucault wurde häufig zum Vorwurf gemacht, er würde das Subjekt leugnen. Dem ist nicht so, denn Foucault richtet sich nicht gegen das Subjekt, sondern gegen Perspektiven, die vom „autonomen Subjekt“ ausgehen. Das heißt nicht, dass Foucault kein Subjekt mehr kennt, denn das Subjekt ist tätig bei der Realisierung von Machtbeziehungen.

„Es denkt, plant, konstruiert, interagiert und fabriziert. Und als solches hat es auch das Problem, zu bestehen, d.h. sich durchzusetzen, seinen Ort in der Gesellschaft zu finden. Es tut dies aber im Rahmen eines wuchernden und vibrierenden Netzes diskursiver Beziehungen und Auseinandersetzungen.“ (S. 45)

...über Diskurs...

Der vorliegende Diskursbegriff arbeitet genau mit diesen Begriffen. Siegfried Jäger bezieht dabei auf das gemeinsam mit Margarete Jäger im Jahr 2007 veröffentlichte Buch Deutungskämpfe. Darin heißt es:

„Der Diskurs als ganzer ist (...) infolge der Rekursivität seiner Wissens Elemente eine regulierende Instanz; er formiert Bewusstsein. Er tut dies (...) als rhyzomartig verzweigter mäandernder ‚Fluss von ‚Wissen‘ bzw. sozialen Wissensvorräten durch die Zeit‘, der durchaus auch einmal rückwärts fließen, Seen hinterlassen oder durchqueren kann, zeitweilig oder auch restlos versiegen kann, und er schafft die Vorgaben für die Subjektbildung und die Strukturierung und Gestaltung von Gesellschaften, die sich entsprechend als außerordentlich vielgestaltig erweisen.“ (Jäger/Jäger 2007: 23)

Diskurse spiegeln nicht Wirklichkeit wider, sondern „bestimmen und formen Realität“. So verstanden sind Diskurse als Träger von Macht und Wissen Materialitäten und „nicht ‚weniger materiell‘ als ‚echte‘ Realität“ (ebd.).

Bis hierhin lässt sich erst einmal wenig Neues finden, auch sind neben Foucaults Werk weiterhin die Arbeiten des Kulturwissenschaftler Jürgen Link wichtigster Bezugspunkt für die Theorie der KDA. Doch darüber hinaus gibt es einige wesentliche Veränderungen. Als erstes fällt auf, dass die vorliegende Einführung viel schmalere ist als die bisherigen Auflagen, was vor allem daran liegt, dass die für die Theorie verzichtbaren Auseinandersetzungen zur Soziolinguistik, zur Qualitativen Sozialforschung und zu Alexei Nikolajewitsch Leontjews Tätigkeitstheorie, die in den Bänden zuvor noch über 100 Seiten ausgemacht haben, gestrichen wurden. Neu ist hingegen die Verbindung des Ansatzes mit einer Konzeptualisierung von Raum. Jäger sieht Diskurse als „transsubjektive Produzenten gesellschaftlicher Wirklichkeit und sozio-kultureller Deutungsmuster“ an (S. 27). Das bezieht auch die diskursive Herstellung von Räumen ein:

„Man muss sich von der vielleicht etwas naiven und essentialistischen Vorstellung nicht nur noch immer gängiger Geographie und deren Rezeption lösen, dass Räume eine Art Container seien, z.B. als einfach vorhandene Räume für Soziales (Container-Funktion). Aber auch unsere alltäglichen Vorstellungen von Räumen sind keine Abbilder, sondern alle Raumvorstellungen sind repräsentativ und wir weisen ihnen sehr unterschiedliche Bedeutungen zu, wir deuten sie. Die Container-Vorstellung ist naiv, ein Alltagsmythos.“ (S. 28)

...und Dispositiv...

Die maßgeblichste Überarbeitung liegt aber darin, dass die KDA erweitert wird zu einer Dispositivanalyse. Foucault versteht unter einem Dispositiv

„ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architektonische Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes wie Ungesagtes umfasst“ (Foucault 1978: 119f).

Dispositivanalysen beziehen neben diskursiven (Gesagtes) und nicht-diskursiven Praxen (Ungesagtes/Handlungen) auch Vergegenständlichungen (Institutionen/Architektur) mit ein. Diese drei Ebenen folgen nicht einem kausalen Muster, nach dem auf das eine notwendig das andere folgt, sondern sie – insbesondere die diskursiven und die nicht-diskursiven Praxen – sind miteinander verschränkt.

Die Erweiterung von der Diskurs- zur Dispositivanalyse ist in Jägers Theorie weniger eine fundamentale Neuerung als vielmehr logische Konsequenz eines Diskursbegriffs, der Wissen ins Zentrum rückt. Um es noch einmal in anderen Worten deutlich zu machen: Nach Jäger üben Diskurse Macht aus, da sie Wissen transportieren. Das Wissen wiederum ist es, das die Grundlage für Handeln und die Deutung von Wirklichkeit darstellt. „Ein Dispositiv stellt in Anlehnung an diese Annahmen einen prozessierenden Zusammenhang von Wissen dar, der sich in Sprechen/Denken – Tun – und Gegenständlichkeiten materialisiert.“ (S. 73) Doch ein Dispositiv ist keinesfalls nur der Zusammenhang von Denken/Sprechen, Handeln und Materialisierung/Vergegenständlichung, sondern es ist gekennzeichnet durch einen Notstand, auf den das Dispositiv reagiert. Die Bestimmung und Analyse des Notstands ist notwendiger Bestandteil einer Dispositivanalyse, der bei der momentan recht beliebten Verwendung des Begriffs manchmal außer Acht zu geraten scheint. Nicht so bei Jäger: Folgerichtig geht es in der Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse nicht nur darum, den prozessierenden Zusammenhang zwischen Sprechen, Handeln und Vergegenständlichung zu analysieren, sondern auch darum, „den Notstand zu bestimmen, auf den das Dispositiv reagiert“ (S. 74).

Nach den theoretischen Auseinandersetzungen folgen methodologische Konkretisierungen und konkrete Vorschläge zur Operationalisierung von Diskursanalysen, die sich im Wesentlichen auch in den vorigen Auflagen finden.

...zum Widerstand

Über die Analyse und Kritik an gültigen Wahrheiten sowie Macht- und Herrschaftsverhältnissen hinaus kann und sollte den Analyseergebnissen „durchaus mit Träumen und Utopien begegnet werden“ (S. 157). Daher sieht Jäger den politischen Nutzen der Diskurs-/ Dispositivanalysen im „Widerstand“ (ebd.). Und in der Tat: Diskurs- und Dispositivanalysen können Fallstricke möglicher linker Interventionen aufzeigen, neue Perspektiven eröffnen und spezifische Aussagen in einen breiteren gesellschaftlichen Kontext rücken, so die Verbindungen zwischen Unterdrückung, Ausbeutung, Macht und Herrschaft aufzeigen und im besten Fall Möglichkeiten eröffnen, diese Verbindungen zu kappen.

Nicht nur im Elfenbeinturm der Akademie zu verharren, sondern in aktuelle Verhältnisse zu intervenieren, ist daher der entscheidende Vorzug dieses Ansatzes. Entsprechend ist auch die Arbeit des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung (DISS), das sich seit mehr als 25 Jahren einmischt, wenn es um Rassismus, die extreme Rechte, Biopolitik, Geschlechterverhältnisse, soziale Ausgrenzung und Krieg geht. Zum DISS gehört auch ein umfangreiches Archiv extrem rechter Publizistik, dessen Existenz gerade auch in Zeiten mordender Neonazis und der „Metapolitik“ extrem rechter Intellektueller notwendiger denn je erscheint.

Zusätzlich verwendete Literatur

Foucault, Michel (1973): Archäologie des Wissens. Suhrkamp, Frankfurt/Main

Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Merve, Berlin

Jäger, Margarete / Jäger, Siegfried (2007): Deutungskämpfe. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden

Keller, Reiner (2011): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen, 4. Auflage. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden

Siegfried Jäger 2012:

Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. 6. Auflage.

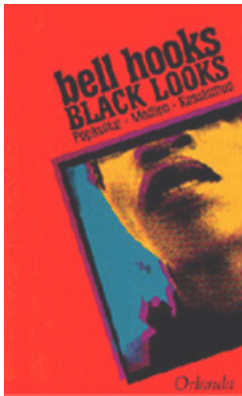
Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-761-9.

258 Seiten. 19,80 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Friedrich: Werkzeug für Veränderung. Erschienen in: Wer macht Medien?. 27/ 2013. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1115>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:12.

Wie Medien und Kultur Rasse produzieren



bell hooks

Black Looks

Popkultur Medien Rassismus

Das vor mehr als zwanzig Jahren erstmals erschienene Buch bleibt ein unumgänglicher Klassiker für die Ergründung ideologischer Inhalte von Bildern in den Medien und der Popkultur.

Rezensiert von [Dr. Daniele Daude](#)

„Seit der Zeit der Sklaverei ist es den herrschenden Weißen bewußt, dass die Kontrolle über die Bilderwelt wesentlich ist, um Systeme rassistischer Beherrschung aufrecht zu halten.“ (S. 11)

„Black Looks“ ist eine Sammlung kritischer Essays über ideologische Inhalte, politische Macht, gesellschaftliche Grenzen und das Subversionspotential von Bildern in den Medien und Kulturwelten. Ausgehend von Darstellungen über Schwarzsein bzw. *Weißsein* in Theater, Film, Mode, Werbung, Literatur und Musikvideos zeigt hooks die unentbehrliche Funktion von Bildern in der heutigen Konstruktion von Rasse (Vgl. u.a. Mecheril/Melter 2009, Sow 2008, Husmann 2010, Guillaumin 1972, Dorlin 2006). Mediale und kulturelle Bilder sind zum einen Mittel zur Legitimierung und Bestärkung *weißer* Seh-, Denk- und Seinsweisen und zum anderen Instrumente der Ausblendung vielfältiger Perspektiven *of color* (vgl. Ha 2009). Bilder sind insofern ambivalent, als sie einerseits homogenisierte Sehgewohnheiten (re)produzieren und andererseits Alternativbilder systematisch negieren oder zum Ausnahmefall erklären. hooks beansprucht eine konsequente Dekonstruktion rassistischer Bildern in Medien und Kultur, welche allerdings nur mit einer Produktion von Alternativbildern aus Schwarzer-/*of color*-Perspektive einhergehen kann. Diesen politischen Kampf, um „uns selbst zu definieren – im Widerstand gegen Beherrschung und darüber hinaus“, nennt hooks „Entkolonialisierung“ (S. 13).

Bilderwelten aus Medien und Popkultur

Die Essays von „Black Looks“ thematisieren viele Aspekte der Interaktion zwischen der Erzeugung und der Rezeption medialer und kultureller Bilder. Hauptthema und Leitfaden der Sammlung ist das Zuschauen, das zugleich Voraussetzung und Implikation von kulturellen und medialen Produktionen ist. Dabei lassen sich drei Kategorien erkennen, unter denen alle Themen subsummiert werden können: 1. Analyse von *weißen* Mainstreambildern und ihrer politischen Funktion in „Das Einverleiben des Anderen“, „Heiße Möse zu verkaufen“ und „Brennt Paris?“. 2. Entkolonisierung und Empowerment von Subjekten *of Color* in „Schwarzsein lieben als Form des politischen Widerstands“, „Revolutionäre Schwarze Frauen“, „Die Wiederherstellung Schwarzer Männlichkeit“, Micheaux' Filme, „Weißsein in der Schwarzen Vorstellungswelt“ und „Abtrünnige Revolutionäre“. 3. Entkolonisierung des *weißen* Feminismus und Entwicklung von Alternativen aus dem Feminismus *of Color* in „Eine feministische Herausforderung“, „Der oppositionelle Blick“ und „Madonna“.

Wie die thematische Aufteilung es bereits andeutet, ist das Hauptanliegen der Autorin, die Prozesse der Entkolonisierung und des Empowerments von Subjekten *of Color*, denn „wir können nicht darüber bestimmen, wie wir uns selbst sehen (...) und wie wir gesehen werden“ (S. 12). Daher ist

das Eingreifen von *People of Color* in die Bilderwelt und somit die Bezwingung ihrer Umwandlung notwendig. Entscheidend dabei „wäre für uns zum einen die Art der Bilder, die wir produzieren, und zum anderen, wie wir als KritikerInnen über diese Bilder schreiben und reden. Und am wichtigsten wäre, wir würden uns der Herausforderung stellen und das ansprechen, was niemals zur Sprache gekommen ist“ (S. 13). Wenn hooks sich an erster Stelle an Zuschauer_innen of *Color* wendet, gelingt es ihr das kulturpolitisch erzeugte Paradigma „Betroffene“ versus *Weißer* beziehungsweise „sie“ gegen „wir“ zu überwinden, denn

„in Wirklichkeit geht es um Standpunkt. Von welcher politischen Perspektive aus träumen wir, sehen wir, sind wir schöpferisch tätig und bringen wir etwas im Gang? Wir, die es wagen, andere Wünsche zu haben, und uns bemühen, von der üblichen Art, Schwarzsein und uns selbst zu sehen, wegzukommen, wollen bei dem Problem Rassismus und Darstellungsweisen nicht nur den Status quo kritisieren. Es geht darum, die Bilder umzuwandeln, Alternative zu schaffen. Wir fragen uns selbst, welche Art Bilder zersetzen, schlagen kritische Alternativen vor und wandeln unsere Weltanschauung.“ (S. 13)

Von dorthin stellt hooks die grundlegende Frage nach den Bedingungen einer wirkungsvollen Zusammenarbeit zwischen äußerst verschiedenen Perspektiven in der gemeinsamen Bekämpfung von rassistischen Bildern. Hier analysiert die Autorin, wie *weiße* Künstler_innen und Intellektuelle Rassismus produzieren und weiterhin bedienen, solange erstens keine Entkolonisierung stattgefunden hat und zweitens Perspektiven of *Color* nicht mit einbezogen wurden. Diese Paradigmen lassen sich in hooks' Standard gewordenem Essay über „Madonna“ exemplarisch vorführen.

„Madonna“

Die Sängerin Madonna, so hooks, wurde vom *weißen* US-amerikanischen Publikum zunächst für ihr „Interesse“ am African-American Kulturerbe besonders hoch geschätzt. Während *weiße* Frauen in ihr ein subversives Spiel mit dem Mythos der unschuldigen blonden *weißen* Frau sahen, empfanden Frauen of *Color* eher Abscheu vor einer Figur, die sie als Gegensatz implizierte:

„Wir wußten immer schon: das Bild der unschuldigen weißen Frau, das die Gesellschaft entwirft, beruht auf dem rassistischen/sexistischen Mythos, das Schwarze Frauen nicht unschuldig sind und niemals sein können, und darauf, daß dieser Mythos ständig aufbereitet wird. Da wir in der rassistischen gesellschaftlichen Ikonographie immer als ‚gefallene‘ Frauen gelten, können wir niemals, so wie Madonna, öffentlich mit dem Bild einer unschuldigen Frau, die den Sündenfall wagt, arbeiten. Für die dominante Kultur symbolisiert der Schwarze Körper immer sexuelle Erfahrung.“ (S.197)

Dies vermag eine vergleichende Analyse der Rezeption von Madonna und Tina Turner besonders anschaulich darzustellen. Der brisante Punkt bei Madonna sei jedoch die systematische Ausnutzung von historisch herauskristallisierten Symbolen des afroamerikanischen Kulturerbes. In dieser Hinsicht „interessiert“ sich die Pop-Ikone besonders für Codes von afroamerikanischen Männern: „Sie will phallische Macht und wie jede andere Gruppe in dieser von Weißen dominierten Gesellschaft, glaubt sie offensichtlich, Schwarze Männer verkörpern eine Qualität von Männlichkeit zu der weißen Männern keinen Zugang haben.“ (S. 198)

Dass Madonna Michael Jackson imitierte und sich gerne mit Schwarzen schwulen Tänzern inszenierte, wurde von *weißer* Rezeption als Zeichen von Weltoffenheit und Vielfältigkeit interpretiert. Vehement attackiert wurde die Sängerin wegen der Verletzung religiöser Zeichen, doch wegen ihrer wiederholten rassistischen Aussagen über ihre Crew wurde sie niemals zur Rechenschaft gezogen.

bell hooks im deutschen Kontext

Schon aufgrund der verschiedenen historischen Bedingungen, unter denen die Bevölkerungsgruppen sich in den USA und in Deutschland konstituierten, sind nicht alle Aspekte von hooks' Reflexion auf den deutschen Kontext anwendbar. Doch auch wenn manche Strukturen teilweise differieren – etwa die politische Gewichtung der National Association for the Advancement of Colored People (NAACP) in den USA, sind institutionelle Unterdrückungsmechanismen und rassistische Alltagspraktiken in beiden Ländern allgegenwärtig. hooks' Beitrag für den deutschen Kontext ist insofern von großer Bedeutung, da sie zum einen eine Systematik zur Entkolonisierung medialer und kultureller Bilder liefert und zum anderen konkrete Alternativen nennt, wie Kunst und Wissenschaft von Perspektiven *of Color* aussehen könnten (namentlich genannt seien hier exemplarisch Oscar Michaux, Pratibha Parmar, Trinh Minh-ha, Lorraine Hansberry, Stuart Hall, Manthia Diawara, Nikki Giovanni, Toni Cade Bambara, Ngugi Thiong'o).

Nicht unerwähnt soll die Bemühung des Verlags um eine gerechte Übersetzung von politischen Begriffen sein (Karin Meißenburg übersetzte aus dem Amerikanischen Englisch, Claudia Koppert lektorierte). Denn ohne Kenntnisse der hegemonialen Benennungs- und Repräsentationspraktiken im deutschsprachigen Kontext läuft hooks' Kulturkritik einerseits und ihr Appell zur Produktion von Alternativbildern andererseits Gefahr, sich am Missbrauch von politischen Termini zu beteiligen oder gar missverstanden zu werden. In diesem Sinne wurde ein Glossar angelegt, welches zum einen einen Einblick in die getroffene Übersetzungsauswahl schafft – zum Beispiel „Afrikanisch-AmerikanerInnen“, „Rasse“ (je nach Kontext auch als „Hautfarbe“, „Volk“ oder „das Konstrukt von Rasse“ übersetzt, S. 243), „Sehgewohnheiten“ (für *looking relations*), „Essentialismus“, „Rekonstruktionszeit“ – und zum anderen Termini aus der US-Geschichte bündig erläutert – etwa *race movies*, *Trail of Tears*. Auch wenn das Glossar kein ausführliches sein will – so fehlen die Hauptbegriffe Schwarz und weiß – zeugt dieser Versuch davon, dass eine Reflexion über Übersetzungspraktiken von politischen Begriffen bereits über zwanzig Jahren zurückliegt.

Zusätzlich verwendete Literatur

- Dorlin, Elsa (2006) : La matrice de la race. Éditions la découverte, Paris
Guillaumin, Colette (1972): L'idéologie raciste. Éditions Mouton & Co, réédition Gallimard 2002, Paris
Ha, Kien Nghi (2009): 'People of Color' als Diversity-Ansatz in der antirassistischen Selbstbenennungs- und Identitätspolitik. Online: [hier](#)
Husmann, Jana (2010): Schwarz-Weiß-Symbolik. Transcript Verlag, Bielefeld
Mecheril, Paul (u.a. Hrsg.) (2009): Rassismuskritik. Bd.1 Rassismustheorie und –forschung. Wochenschau Verlag, Schwalbach
Sow, Noah (2008): Deutschland Schwarz Weiß. Bertelsmann Verlag, München

bell hooks 1993:

Black Looks. Popkultur Medien Rassismus.

Orlanda Verlag, Berlin.

ISBN: 978-3-929823-14-1.

253 Seiten. 18,50 Euro.

Zitathinweis: Dr. Daniele Daude: Wie Medien und Kultur Rasse produzieren. Erschienen in: Wer macht Medien?. 27/ 2013. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1117>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:12.

We are Anonymous. We are Legion. Expect us!



Frédéric Bardeau, Nicolas Danet

Anonymous

Von der Spaßbewegung zur Medienguerilla

Mit Anonymous bekam linker Aktivismus auf der Straße ein schlagkräftiges Online-Pendant. Nun ist eine knappe und fundierte Analyse dieser Bewegung erschienen.

Rezensiert von [Sebastian Kalicha](#)

Es ist schon interessant, wie sich mit dem Aufkommen von Phänomenen wie *Anonymous* die Protestkultur der Linken verändert hat. Womöglich ist „verändert“ auch nicht das richtige Wort. Passender scheint es zu sagen, dass die linke Protestkultur „auf der Straße“ durch ein Online-Pendant ergänzt wurde und manchmal scheint es so, als ob dieser „Hacktivismus“ (Wortschöpfung aus „Hacking“ und „Aktivismus“) teilweise gar effektiver den Status quo bedroht als es Demos auf den Straßen dieser Welt tun. HackerInnen gibt es aber seit es das Internet gibt und häufig waren und sind diese völlig unpolitisch. Hacken war und ist oft nur eine Art sportliche Betätigung, die aus Spaß und Neugierde gemacht wird. In manchen Fällen wurden und werden das Know-how auch für Cyberkriminalität eingesetzt, um damit Geld zu verdienen oder schlicht um destruktiv zu sein. Hierfür gibt es gar eigene Termini: ethische (und/oder politische) HackerInnen werden als *White hats* bezeichnet, destruktive und kriminelle hingegen als *Black hats*. In der etwas zwielichtigen Internetplattform *4chan*, wo sich *White* und *Black hats* – sowie alles dazwischen – herumtummeln, entwickelte sich vor Jahren eben jene Gruppe, die unter dem Namen *Anonymous* den politischen „Hacktivismus“ auf eine ganz neue Ebene hievte.

Basics für Laien

Die beiden Autoren Frédéric Bardeau und Nicolas Danet beginnen ihre Ausführungen zu *Anonymous* lange bevor es diese Gruppe überhaupt gab, nämlich bei den Anfängen des Internets und des Hackings. Rund ein Viertel des Buches wird grundlegenden Informationen und Überlegungen zum Thema gewidmet, bevor man schließlich zu *Anonymous* selbst kommt. Dass man hier nicht einfach so ins kalte Wasser geworfen wird, sondern bestimmte Basics erklärt bekommt, ist vor allem für computertechnische Analphabeten (wie dem Rezensenten), die aber dennoch Interesse an Phänomenen wie „Hacktivismus“, Online-Aktivismus und *Anonymous* haben, äußerst hilfreich. Die Autoren führen den/die LeserIn nicht nur behutsam durch die oft verwirrende und (für Laien) fremd wirkende Online-Szene, in der sich *Anonymous* entwickelte, sondern erklären auch die Zusammenhänge verschiedener Gruppen und Communities, versuchen den Charakter von *Anonymous* und dem Hackerwesen zu ergründen (was alles andere als einfach ist) und gehen auch ganz konkret auf die „Waffen“ ein, die im Online-Aktivismus entwickelt und angewendet werden. Eine der Bekanntesten ist hier wohl die DDoS-Attacke (*denial-of-service attack*), bei der die Server des Zielobjekts mit Anfragen überflutet werden, bis diese überlastet sind und zusammenbrechen. Die Autoren ziehen hier immer wieder gute Vergleiche zur Protestkultur „der Straße“, indem sie DDoS-Attacken beispielsweise mit Blockaden vergleichen, denn nichts anderes ist eine DDoS-Attacke, nur eben im virtuellen Raum. Insofern – und das ist ebenfalls

interessant und erwähnenswert – wird im Buch darauf hingewiesen, dass *Anonymous* immer wieder darauf beharrt, dass sie – trotz der oft martialischen Sprache – ein gewaltfreies Ethos vertreten.

Expect us!

Die Aufmerksamkeit, die *Anonymous* in so kurzer Zeit auf sich gezogen, und den Ruf, den das Netzwerk durch spektakuläre Aktionen erlangt hat, ist gewaltig. *Anonymous* (und ihr nahestehende Hackergruppen wie *LulzSec*) hat sich einige GegnerInnen vorgenommen, die einen staunen lassen: Scientology, Sony, amazon, PayPal, News Corporation, Regierungen oder Ministerien von Ländern wie Tunesien, Ägypten, Iran, Österreich, Griechenland und China, die mexikanische Drogenmafia, Pädophilennetzwerke, FBI und CIA et cetera, et cetera. Es klingt surreal, sich mit solchen Gegnern anzulegen und dann noch, wie *LulzSec* es tat, höhnisch zu posten „Laughing at your security since 2011“ (Über eure Sicherheit lachend seit 2011). Schließlich verbündete sich *Anonymous* mit *WikiLeaks* (ein Bündnis, das mittlerweile in die Brüche zu gehen scheint, was aber aufgrund der Aktualität im Buch nicht mehr behandelt wird), und steigerte somit erneut seinen Ruf, eine echte Bedrohung für das gesamte staatlich-kapitalistische System zu sein.

Und man ahnt es schon: Wo es linke, progressive HackerInnen gibt, da gibt es auch reaktionäre, und so erklären die Autoren auch knapp, welche Konkurrenzgruppen es zu *Anonymous* gibt und wie diese sich im Netz „bekriegen“. Die Vorstellung von rechten Hackergruppen, die möglicherweise einmal mit „uns“ das machen, was *Anonymous* seit einiger Zeit mit ihnen macht, ist durchaus beunruhigend, aber real.

Leider, und das hätte dem Buch durchaus gut getan, erfährt man von konkreten *Anonymous*-Aktionen eher wenig. Die einzige Aktion, die genauer ausgeführt wird, ist das *Project Chanology*, die Kampagne gegen Scientology, die als so etwas wie die „Gründungskampagne“ von *Anonymous* gilt (mit dem berühmt und legendär gewordenen Video [„Message to Scientology“](#), in dem nichts weniger als die Zerstörung von Scientology angekündigt wird). Abseits vom *Project Chanology* werden Aktionen und Kampagnen lediglich angedeutet. Das Buch trägt stärker den Charakter einer theoretischen Analyse als einer Beschreibung und Erläuterung der tatsächlichen Kampagnen und Aktionen. Mit den Analysen und Bewertungen, welche die beiden Autoren bieten, muss man fallweise inhaltlich natürlich auch nicht einverstanden sein. So wird beispielsweise die Aktion von *Anonymous Austria*, als sie den Server des Innenministeriums hackten und die Daten von rund 25 000 PolizistInnen an sich nahmen, um diese zu veröffentlichen, als Negativbeispiel gebracht, wie ethische Standards bei *Anonymous* manchmal eben auch nicht eingehalten würden. Derartige Aktionen, die man als „DOX“ bezeichnet, sind *Anonymous*-intern laut den Autoren umstritten. Dass diese Aktion aber den konkreten Anlass einer Gesetzesänderung hin zu einer weitreichenden Vorratsdatenspeicherung hatte und *Anonymous* darauf reagierte (frei nach dem Motto „wenn ihr unsere Daten klaut, dann klauen wir eure“), wird zwar erwähnt, jedoch hinzugefügt, dass es nur „schwer möglich“ sei, derartige Aktionen „von einem ethischen Standpunkt aus [zu] verteidigen“ (S. 120).

Perspektiven des „Haktivismus“

Wenn man das Buch liest, kommen dem/der leidenschaftlichen (offline) AktivistIn unvermeidlich unendlich viele Ideen, wie man diesen Online-Aktivismus mit dem althergebrachten Aktivismus „auf der Straße“ verbinden könnte und was für ein Potential das Ganze inne hätte. Aber dies sind nicht nur Wunschträume: Wie die Autoren belegen, wurden bereits die Proteste gegen den WTO-Gipfel 1999 in Seattle – also die mediale Geburtsstunde der globalisierungskritischen Bewegung – von gezielten DDoS-Attacken einer Hackergruppe namens *Electrohippies* begleitet. Und auch die Aufstände und Revolutionen des Arabischen Frühlings werden von *Anonymous* durch Hacks unterstützt. Desweiteren verlagerten sich *Anonymous*-Aktionen, die ursprünglich zur Gänze online abliefen, teilweise auch auf die Straße, wie dies bei *Project Chanology* der Fall war, als sich vermehrt AktivistInnen mit den bekannten *V for Vendetta*-Masken vor Scientology-Gebäuden

einfinden, um gegen die Organisation zu protestieren oder sich schlicht über sie lustig zu machen – was wiederum mit einem der Hacker-Kultur eigenen Sarkasmus und schwarzen Humor (*Lulz* genannt) einhergeht. Insofern darf man gespannt sein, wie sich das Phänomen *Anonymous* und der „Hacking“ ganz allgemein weiterentwickeln werden. Die Autoren schließen ihr Buch ebenfalls mit dieser Frage und entwerfen drei Szenarien, wie es mit *Anonymous* weitergehen könnte. Zuletzt denken die Autoren noch laut darüber nach, was *Anonymous* im besten Fall in Zukunft sein könnte und legen die Latte ziemlich hoch:

„Könnte Anonymous, das aus einem offenen und auf Zusammenarbeit basierenden Internet hervorging – so wie die Aufklärung aus der Erfindung des Buchdrucks hervorgegangen war und zur Französischen Revolution führte – die Speerspitze einer weltweiten Revolution sein?“ (S. 168)

Eines steht zumindest fest: Die Möglichkeiten, die sich aus diesem dualen Online/Offline-Aktivismus ergeben – gesetzt den Fall sie gehen Hand in Hand – sind tatsächlich weitreichend, denn schon beide für sich genommen haben unendlich viel Potential. Es bleibt zu hoffen, dass diese Entwicklung verstärkt ins Auge gefasst wird, *Anonymous* seinen politisch-ethischen Standards treu bleibt sowie Angriffe von feindlichen Hackergruppen und rechtliche Repression von Staaten und Regierungen widerstanden werden können. Die jüngsten, von Julian Assange vorgebrachten Anschuldigungen, *Anonymous* sei vom FBI unterwandert, lassen bereits erahnen, welche potentiellen Probleme hier noch auf uns zukommen.

Frédéric Bardeau und Nicolas Danet haben ein wichtiges und gutes Buch geschrieben. Es ist eine spannende, zügig zu lesende und aus linker Perspektive verfasste Einführung in das Phänomen *Anonymous*, das auch für LeserInnen verständlich ist, die – wie der Rezensent – von Computern und allem was dazugehört im Grunde genommen absolut keine Ahnung haben.

Frédéric Bardeau Nicolas Danet 2012:

Anonymous. Von der Spaßbewegung zur Medienguerilla.

Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-531-8.

168 Seiten. 13,00 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Kalicha: We are Anonymous. We are Legion. Expect us! Erschienen in: Wer macht Medien?. 27/ 2013. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1122>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:12.

Vom „CNN Effekt“ und der „Twitter Revolution“



Alexander Brand

Medien – Diskurs – Weltpolitik

Wie Massenmedien die internationale Politik beeinflussen

Die Dissertation von Alexander Brand befasst sich mit dem viel diskutierten Einfluss von Massenmedien auf das internationale politische Geschehen.

Rezensiert von [Sara Madjlessi-Roudi](#)

Brands Werk ist ein wissenschaftliches Fachbuch, das einen wichtigen Beitrag zur Betrachtung des internationalen politischen Geschehens leistet und auch für linke Debatten durchaus von Interesse ist. Schließlich blickt der Autor mittels eines konstruktivistischen Ansatzes auf das politische Geschehen, einer „theoretischen Brille“, die in Auseinandersetzungen mit internationaler Politik selten Verwendung findet.

Konstruktionen internationaler Politik

Brand stellt zunächst seine Vorannahmen einer zunehmenden Vergesellschaftung und Mediatisierung internationaler Politik vor. Ausgangspunkt dieser Annahme ist die Zunahme von Komplexität im globalen politischen Geschehen, die sich auch auf den Einfluss von Massenmedien auswirkt. In hegemonialen Auseinandersetzungen ist häufig vom „CNN Effekt“ oder der „Twitter Revolution“ die Rede, wenn Medien zu wirkmächtigen und interessengeleiteten Akteuren des internationalen politischen Geschehens gemacht werden.

Im ersten Teil diskutiert Brand die bisherigen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen zum Einfluss von Medien auf die internationale Politik und kommt zu dem Schluss, dass bisher vor allem „bestimmte Aspekte medialen Handelns bzw. medialer Präsenz“ (S. 437) untersucht wurden. Medien werden in der Regel als randständige Einflussfaktoren behandelt, die allenfalls Träger spezifischer Interessen darstellen. Im zweiten Teil des Buchs stellt Brand seine „theoretische Brille“ – den Konstruktivismus – vor. Er orientiert sich dabei an Foucaults Auseinandersetzungen zum Diskursbegriff. Mittels dieser an Foucault orientierten theoretischen Grundannahmen sieht er Massenmedien als Infrastruktur diskursiver Auseinandersetzungen, wobei der Autor die Prozesshaftigkeit von Bedeutungskonstruktionen betont. Er stellt fest, dass in wissenschaftlichen Debatten internationaler Politik konstruktivistische Ansätze zwar zunehmend diskutiert werden, sie jedoch einer Engführung unterliegen. Diese fokussiert sich in der Regel auf die Themen „Identität“ und „Argumentation/ Normen“. Sprache wird als konstruierendes Element nur selten in den Mittelpunkt der Auseinandersetzung gerückt. Brand ordnet die Bedeutung von Massenmedien in konstruktivistische Auseinandersetzungen ein. Er kommt zu dem Schluss, dass Medien eine „entscheidende Bedeutung hinsichtlich der Vermittlung von intersubjektiven Bedeutungsgehalten“ (S. 202) zukommt, wobei diese eingeordnet werden müssen in ein Ringen um die Vorherrschaft in diskursiven Auseinandersetzungen. Anhand von empirischen Fällen untersucht Brand im dritten Teil der Dissertation Prozesse diskursiver Konstruktionen in der internationalen Politik: 1. Der

Zusammenhang von Medien und „internationalen gewalthaltigen Konflikten“ (S. 285) anhand des Irak-Kriegs und des War on Terror, 2. Die mediale Dimension internationaler Hegemonie (S. 359), vor allem die Frage einer vermeintlichen „Amerikanisierung“ internationaler Kommunikationsprozesse durch amerikanische Medienunternehmen. 3. „Medien und die gesellschaftliche Dimension internationaler Beziehungen“ – Entstehung von transnationalem „Dissens“ und „Konsens“ anhand der Beispiele der „transatlantische(n) Medienkluft“, die die „wahrnehmbare Abnahme gegenseitigen Verständnisses und Akzeptanz dies- und jenseits des Atlantiks“ (S. 393) am Beispiel eines wachsenden medieninduzierten Antiamerikanismus seit etwa 2002 beschreibt, sowie der Debatte um den „Karikaturenstreit“ in den Jahren 2005 und 2006, deren „diskursive() Konsequenzen“ (S.425) stark durch einen antimuslimischen Rassismus geprägt waren.

Differenzierte Blicke

Dank seines theoretischen Zugangs zum Feld gelingt es Brand ein differenziertes Bild der Einflussnahme von Massenmedien auf das weltpolitische Geschehen zu geben. Zunächst verdeutlicht der Autor die Relevanz von Massenmedien auf die Gestaltung des internationalen politischen Geschehens. So erweist sich beispielsweise die Betrachtung medialer Debatten um Kriege als fruchtbar, um auswärtige Politiken und militärisches Vorgehen zu erklären. Beispielhaft kann hier auf die Untersuchung von Susanne Kassel (2002) verwiesen werden, die am Beispiel Afghanistans und des Kosovo-Kriegs nachzeichnete, wie die Entrechtung von Frauen in Medien zur Legitimation von Kriegseinsätzen genutzt wurde. Nach Brand wäre es dabei jedoch verkürzt von staatlichen oder unternehmenszentrierten Interessen auf mediale Bedeutungskonstruktionen zu schließen. Die Idee einer „Amerikanisierung“ von Kommunikationsinhalten wird entsprechend entmystifiziert, schließlich erweisen sich Inhalte als weitaus pluraler als oft berichtet wird. Von einer US-amerikanischen Hegemonieabsicherung kann, so der Autor, somit nicht gesprochen werden. Dabei geht Brand beispielhaft mehrfach auf den Sender „Al-Jazeera“ ein und stellt sich gegen die Rede vom „CNN Effekt“, der Massenmedien zu eigenständigen Akteuren im internationalen politischen Geschehen macht. Er begeht jedoch nicht den Fehler, den Einfluss von der Vielzahl unterschiedlicher Kommunikationsplattformen wie zum Beispiel „Twitter“ generell zu überschätzen. Auch die Beleuchtung diskursiver Transnationalisierung erweist sich als fruchtbar für linke Debatten. Am Beispiel des Karikaturenstreits macht der Autor zum einen die grenzüberschreitende Schaffung von Diskursformationen und zum anderen den Beitrag von Massenmedien für antimuslimischen Rassismus deutlich. Aufgrund des theoretischen Zugangs des Autors bleiben bestimmte Aspekte der Debatte jedoch weniger betrachtet. So zum Beispiel die Bedingungen internationaler Kriegsberichterstattung. Spätestens seit dem Irak-Krieg ist beispielsweise „embedded journalism“, also die Zuweisung von Kriegsberichterstattem zu einer bestimmten militärischen Einheit, zu einem Mittel medialer Zensur geworden.

Auch wenn das Buch aufgrund seines Dissertationsformats an manchen Stellen mühselig zu lesen ist, lassen sich Brands Erkenntnisse als wichtig für Debatten internationaler Politik bewerten. Der Autor schließt eine Lücke in der Betrachtung des internationalen politischen Geschehens. Das Buch ist verständlich geschrieben, setzt nicht übermäßig viele Kenntnisse in den Feldern internationaler Beziehungen voraus und lässt sich somit durchaus empfehlen.

Alexander Brand 2011:

Medien – Diskurs – Weltpolitik. Wie Massenmedien die internationale Politik beeinflussen.

Transcript, Bielefeld.

ISBN: 978-3-8376-1831-0.

530 Seiten. 39,80 Euro.

Zitathinweis: Sara Madjlessi-Roudi: Vom „CNN Effekt“ und der „Twitter Revolution“. Erschienen in: Wer macht Medien?. 27/ 2013, Medien und Gegenöffentlichkeit. 41/ 2016. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1116>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:12.

Medienbilder zwischen Opfer und „Vorzeigemigrantin“



Margreth Lünenborg, Katharina Fritsche, Annika Bach
Migrantinnen in den Medien
Darstellungen in der Presse und ihre Rezeption

Eine Analyse medialer Bilder von „Migrantinnen“ und ihrer Rezeption verdeutlicht, wie symbolische Ausschlüsse produziert werden und bietet Ansatzpunkte, Repräsentation und Rassismus weiterzudenken.

Rezensiert von [Hannah Schultes](#)

Opfer, Prominente, Erfolgreiche, Nachbarin, Integrationsbedürftige und Unerwünschte – laut einer Studie der Medienwissenschaftlerinnen Margreth Lünenborg, Katharina Fritsche und Annika Bach werden Migrantinnen über die Identifizierung mit diesen Rollen in der Presse erwähnt und porträtiert.

Mit der Fokussierung auf als „Migrantinnen“ fremd- oder selbstidentifizierte Menschen wird eine Forschungslücke gefüllt, die durch die vorherrschende Orientierung an der männlichen Norm entstanden ist. Konkret zeigt sich diese in der weitaus umfangreicheren Forschung zur Darstellung „des Migranten“, der quasi als Prototyp der Repräsentation von Migrant_innen fungiert. Lünenborg, Fritsche und Bach bieten zunächst mit ihrer ausführlichen Darstellung des Forschungsstands eine bisher fehlende Zusammenstellung von Beiträgen, die den Blick auf das Bild „der Migrantin“ richtet. Der zweite Teil der Studie besteht in einer inhaltsanalytischen Auswertung von Artikeln aus Tageszeitungen, in denen „Migrantinnen“ erwähnt werden. In einem dritten Teil wird anhand von Gruppendiskussionen die Rezeption dieser Medienbilder analysiert.

Theoretisch beziehen sich die Autorinnen auf das Konzept der Intersektionalität als Zusammenwirken verschiedener – in diesem Fall zweier – Kategorien, die Differenz markieren und Ungleichheiten hervorbringen. Zusätzlich zur Berücksichtigung des Faktors Geschlecht prägt die theoretische Grundlage der Studie eine Verbindung des Konzepts der Ethnizität mit Annahmen, die durch die Kritische Weißseinsforschung prominent wurden. Ethnizität als Konzept bezeichne „Sinngebungen, die aus einem kulturellen, sprachlichen und historischen Rahmen erwachsen können“ (S. 14), fungiere aber im deutschen Kontext „als sozialer Platzanweiser, mit dem hierarchischer Status und symbolische wie materielle Ressourcen verbunden sind“ (S. 15). Gleichzeitig rücken die Autorinnen die Rolle von Weißsein in den Fokus:

„Migrantinnen und Migranten werden oft aufgrund ihres Namens, ihres Aussehens ihrer Religion, ihrer Kultur oder ihrer Sprache als anders gekennzeichnet (...) Dies geschieht aus einer weißen Position der Norm heraus.“ (S. 15)

Es handelt sich also um Modi der Darstellung, die durch symbolische Ausschlüsse geprägt sind und diese reproduzieren. Im deutschen Kontext ist zudem die Rolle von „Deutschsein“ hervorzuheben:

„Diese Bilder lassen zugleich Bilder des ‚Normalen‘, Unmarkierten entstehen. Medien entwerfen damit Bilder des Deutschseins durch die Repräsentation des Fremden.“ (S. 15)

Das Ethnizitäts-Konzept vermeidet den ‚Rasse‘/race-Begriff unter dem Vorwurf, dieser sei essentialistisch. Aber auch damit wird das Problem nicht gelöst, dass die Kategorisierung nach Vorstellungen von ‚Rasse‘, ‚Ethnie‘, ‚Kultur‘ oder ‚Religion‘ zwar auf Konstrukten beruht, diese Konstrukte jedoch gleichzeitig mehr als nur Fiktion sind und sich in Identitäten, Handlungen und Strukturen niederschlagen. Zudem wird dieses Konzept oft machtblind angewandt und übersieht, dass ‚Race oder Ethnizität immer nur Nicht-Weißsein [bedeutete]‘ (McRobbie 2011: 72) und Weißsein die unmarkierte Norm darstellt. Die Verbindung dieser theoretischen Konzepte – Ethnizität und kritische Weißseinsstudien – erscheint also eher widersprüchlich.

Ergänzend schutzbedürftig

Im Zentrum des Forschungsvorhabens stand die Frage, ob und wie „die Gruppe der in Deutschland lebenden Frauen mit Migrationshintergrund in ihrer Vielfalt und Unterschiedlichkeit medial repräsentiert wird“ (S. 19). Die Auswahl des Materials, also der relevanten Artikel, in denen „Migrantinnen“ vorkommen, orientierte sich dementsprechend an der Definition des Statistischen Bundesamtes vom „Migrationshintergrund“. Gegenstand der Inhaltsanalyse der Autorinnen war die Auswertung der Berichterstattung der *Westdeutschen Allgemeine Zeitung (WAZ)*, des *Kölner Stadtanzeiger*, der *BILD*, der *tageszeitung (taz)* und der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ)* in vier Monaten zwischen 2005 und 2008. Jenseits der bekannten Stereotype wurde nach „der weitest möglichen migrantischen Vielfalt in der Berichterstattung gesucht“ (S. 46).

Ein zentraler Widerspruch zwischen theoretischer Grundlage und Forschungsdesign scheint sich jedoch aus der Zielsetzung, „Markierungen des Anderen“ (S. 15) zu analysieren und dem Anspruch, „migrantische Vielfalt“ zu erfassen, zu ergeben.

Letzterer Anspruch zeigt, dass es in der Studie nicht darum geht, allein die ethnisierten/rassialisierten dominanten Formen der Darstellung zu erfassen – also derjenigen, die nicht als weiß und deutsch oder „westlich“ gelten und damit die Gruppe bilden, die verschiedenen Formen von Rassismus ausgesetzt ist. Denn begreift man Prozesse der Ethnisierung/Rassialisierung als Zuschreibungen, die gegenüber einer als „Ethnie“/„Rasse“ konstruierten Gruppe erfolgen, so steht außer Frage, dass nicht alle Gruppen gleichermaßen davon betroffen sind, da sie erst gar nicht als einer „Ethnie“/„Rasse“ zugehörig betrachtet werden.

Wenn es also darum geht, Prozesse des othering (Veränderung) zu erfassen, stellt sich die Frage, warum die Darstellung von weißen Finninnen, Engländerinnen und US-Amerikanerinnen, die offensichtlich im Begriff der Migrantin meist nicht mit gemeint sind, da sie nicht als „fremd“ markiert werden, in das Forschungsdesign miteinbezogen wurden. Diese Unterschiede spiegeln sich jedoch auch in den Ergebnissen wider, sodass ihnen in der Auswertung Rechnung getragen wird:

„Die Berichterstattung über Frauen aus den westlichen Ländern stellt diese vor allem als emanzipierte, unabhängige und aktive Personen dar, was sich in den Medienimages der PROMINENTEN und ERFOLGREICHEN ausdrückt. Migrantinnen aus Osteuropa oder den arabischen Ländern werden eher als passive, rückständige, unterdrückte und integrationsbedürftige Menschen beschrieben.“ (S. 104)

Unter den einzelnen Typen der Typologie dominiert quantitativ das Bild der Migrantin als „Opfer von Gewalt und Unterdrückung durch die Kultur des Herkunftslandes“ (S. 144).

Geschlechterstereotype und rassistische Entwürfe von migrantischer, bedrohlicher Männlichkeit ergänzen in den Medien somit „schutzbedürftige Weiblichkeitsentwürfe“ (ebd.). Insbesondere in der Politikberichterstattung verständigt sich hauptsächlich die weiß-deutsche Mehrheitsgesellschaft mit ihresgleichen über Migrantinnen. Die Lokalberichterstattung biete hingegen vielfältigere, alltäglichere Bilder.

„Namen gibt es nicht“

Die Rezeptionsstudie untersucht Wahrnehmung und Verarbeitung der Repräsentationen anhand von sechs Gruppendiskussionen, davon vier mit Migrantinnen/Frauen of Colour und zwei mit weiß-deutschen Frauen. Bezogen auf die Darstellungsweise, so die Autorinnen,

„[entspricht] [d]ie Medienwahrnehmung der Gesprächsteilnehmerinnen (...) recht präzise den Befunden, die die vorliegende Studie mit Blick auf migrantische Frauen liefert sowie Befunden zum Medienbild männlicher Migranten“ (S. 128).

Des Weiteren thematisieren die Diskutantinnen unter anderem Negativität, doppelte Standards bei der Berichterstattung (S. 138: „Namen gibt es nicht. Sie schreiben: ‚Der Türke, der Ausländer, die Araber:‘“), aber auch mögliche Ursachen wie Unterrepräsentation von Journalist_innen „mit Migrationshintergrund“ oder Produktionsbedingungen und Medienlogiken (S. 130: „Und das, was normal ist, wird halt nicht so gut verkauft“). Die Herausarbeitung der Relevanzkriterien für die Berichterstattung ergänzt die Beschreibung der Deutungsmacht der Medien durch eine Gesprächsteilnehmerin:

„(E)s ist halt so, dass (...) ich sage mal die Migranten, nicht so viel Macht haben, nicht so viel Gewalt haben, zu sagen: ‚So, jetzt haben wir unsere verschiedenen Medieninstrumente und wir werden uns jetzt verteidigen.‘“ (S. 133)

Auch werden Nachrichten und öffentlich-rechtliche Dokumentationen kritisiert, in denen „die Türken immer am schlechtesten gezeigt“ (S. 135) würden, während fiktionale Formate zum Beispiel von Privatsendern auch alltägliche Rollen beinhalteten und als weniger stigmatisierend und inklusiver wahrgenommen würden. So kommen die Autorinnen der Studie zu dem Schluss, dass in den Gruppendiskussionen „[e]rst die Sicht der Migrantinnen deutlich [macht], (...) wo Handlungsbedarf besteht“ (S. 139).

Durch den Fokus der Studie wird deutlich, nicht nur dass, sondern auch wie Geschlecht die Darstellung von Migrant_innen beeinflusst. Die Studie weist dabei im Wesentlichen bereits bekannte inhaltliche Tendenzen der Berichterstattung auf breiter empirischer Basis nach. An medienwissenschaftlicher Forschung Interessierten bietet das Buch detaillierte methodische Ausführungen.

Repräsentation weiterdenken

Die Autorinnen bewerten unter den Typen der Prominenten, Erfolgreichen, Opfer, Nachbarin, Integrationsbedürftigen und Unerwünschten die Darstellung „der Erfolgreichen“ als „durchweg positiv“ (S. 99). Innerhalb der Gruppendiskussionen der „Migrantinnen“ weisen die Diskutantinnen jedoch auf den *Kontext* der Repräsentationen hin, der in den inhaltsanalytischen Befunden fehlt. Sie kritisieren „die Art, in der Medien die Frauen als Vorzeigemigrantinnen inszenierten“ und leisten grundsätzliche Repräsentationskritik, wenn sie feststellen, dass diese Frauen „in unangemessener Weise die Autorität [erhielten], im Namen einer gesamten Bevölkerungsgruppe zu sprechen“ (S. 142). So erfassen die Gruppendiskussionsteilnehmerinnen die Ambivalenz der als „positiv“ eingeordneten Typen.

Eine Bewertung ist also auf eine Kontextualisierung angewiesen, die Fragen stellt wie zum Beispiel: Wann tauchen „erfolgreiche“ Migrantinnen auf? Wem werden sie gegenübergestellt? Eine kritische Einordnung dieses medial konstruierten Typs beinhaltet die Frage nach den Bedingungen von positiven und negativen Darstellungen. So könnte argumentiert werden, dass der Typ der erfolgreichen Migrantin seine positive Bedeutung nur über den Kontext der gängigeren Repräsentationen von migrantischen „Versagerinnen“ und „Opfern“ erhält, sie zu Ausnahmen macht und Negativbilder damit gleichzeitig stärkt. Das Herausstellen von „Positivbeispielen“ beinhaltet zudem immer auch eine Reduktion der Personen auf ihre zugeschriebene „Herkunft“

und birgt erhebliche **Nachteile**. Letztendlich muss auch die Frage, warum der Kategorie Leistung bei der Darstellung von Migrantinnen überhaupt so eine bedeutsame Rolle zukommt, gestellt werden.

Die positive Bezugnahme auf eine „Integrationsfunktion“ durch Information, Meinungsbildung und Artikulation von Diskursen (vgl. S. 145) verkennt die herrschaftssichernde Funktion von Medien. So bedeuten die eindimensionalen und stigmatisierenden Repräsentationen nicht nur den symbolischen Ausschluss, sondern sind auch funktional für die Legitimation von rassistischen Strukturen. Die Frage, welches medial verbreitete „Wissen“ wie zur wahrgenommenen Selbstverständlichkeit strukturell bedingter Diskriminierungen beiträgt, stellt einen Ansatzpunkt für eine Verortung der Ergebnisse dar. Eine solche Lesart der Studie wirft Fragen wie folgende auf: In welchem Zusammenhang stehen medial präsente Typen wie Opfer, Integrationsbedürftige oder Unerwünschte und bestimmte **rassistische und sexistische Verdachtsmuster** von „Scheinehe“? Wie schreibt sich das Paradigma der Integration in die Darstellungsweise ein? Wie wirkt sich die mediale Zuweisung sozialer Positionen auf Alltagshandeln aus?

Einer idealisierten Vorstellung von Repräsentation, die nahelegt, ein „realistisches“ mediales Abbild zu zeichnen, das frei von symbolischen Ausschlüssen ist, sei möglich, steht entgegen, dass Repräsentationslogiken immer auf Kategorisierungen nach Gruppen gemäß gegenwärtig gesellschaftsstrukturierender Kategorien wie Geschlecht und race und generell auf einem „Sprechen-für“ beruhen. Hier würde ich, wie die Autorinnen auch nahelegen, betonen, dass es bei der Problematisierung medialer Repräsentationen also nicht nur um Darstellung geht, sondern auch um die Fragen „Wer schreibt?“ und „Wer wird adressiert?“ (vgl. S. 148f.).

Die Forderung nach vielfältigeren Bildern und mehr migrantischen Journalist_innen kann rassistischen Verhältnissen nicht die Grundlage entziehen, allerdings kann sie unhinterfragte „Normalitäten“ in Frage stellen und damit rassistische Strukturen weniger plausibel machen.

Zusätzlich verwendete Literatur

McRobbie, Angela (2011): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Margreth Lünenborg, Katharina Fritsche, Annika Bach 2009:
Migrantinnen in den Medien. Darstellungen in der Presse und ihre Rezeption.
transcript, Bielefeld.
ISBN: 978-3-8376-1730-6.
178 Seiten. 19,80 Euro.

Zitathinweis: Hannah Schultes: Medienbilder zwischen Opfer und „Vorzweigemigrantin“. Erschienen in: Wer macht Medien?. 27/ 2013. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1121>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:12.

Kontroverse Kommunismen

Alain Badiou/
Slavoj Žižek
Die Idee des
Kommunismus
Bd. II

Alain Badiou, Slavoj Žižek Die Idee des Kommunismus II

Der Sammelband zur zweiten „Idee des Kommunismus“-Konferenz bietet einen guten Überblick über aktuelle marxistische Ansätze und führt einen alten Streit fort.

Rezensiert von [Adi Quarti](#)

Der zweite Band „Die Idee des Kommunismus“ enthält die Beiträge, die 2010 in der Berliner Volksbühne im Rahmen einer Konferenz gehalten wurden. Zu den Referent_innen gehörten etwa das polnische Kollektiv Goldex Poldex, der türkische Professor für vergleichende Literatur Bülent Somay, Frank Ruda und Jan Völker aus Deutschland und viele andere. Das Treffen war der Nachfolger der Konferenz in London, aus der ebenfalls ein Sammelband entstanden ist, der auch bei [kritisch-lesen.de](#) rezensiert wurde ([kritisch-lesen.de #25](#)). Von der ersten Konferenz in London sind lediglich noch Alain Badiou, Slavoj Žižek und Antonio Negri anwesend. Der ursprünglichen Idee der Herausgeber, die Schwerpunkte auf die ehemals kommunistischen Länder im Osten sowie auf Indien und die Türkei zu richten, kommt der Band nur bedingt nach. Außerdem wird dieser Antrieb überschattet durch eine heftige Polemik zwischen Negri und Badiou – aber dazu später mehr.

Fangen wir an mit dem Beitrag von Artemy Magun. Der Professor in Sankt Petersburg, ein ausgezeichneter Kenner des europäischen Marxismus, umreißt die europäisch-marxistischen Hauptlinien in seinem Beitrag „Negativität im Kommunismus: 'Ontologie' und 'Politik'“. Er erkennt zwei Schulen, die sich in Frankreich in den 1980er Jahre herausgebildet haben, welche aufgrund von unterschiedlichen Herangehensweisen nicht immer einer Meinung waren, sich aber jedenfalls gegen und als Alternative zum ehemaligen Realsozialismus entwickelt haben. Alain Badiou auf der einen und Jean-Luc Nancy auf der anderen Seite sind ihre bekanntesten Vertreter. Dazu kommen die Denker aus der italienischen linksradikalen Autonomia, Antonio Negri und Paolo Virno, sowie aus den USA, etwa Michael Hardt, die dem sogenannten Post-Operaismus zugeordnet werden. Leider fehlen die Vertreter_innen der Weltsystem-Theorie (etwa Immanuel Wallerstein oder Giovanni Arrighi) hier völlig. Das ist insofern schade, als es sich um einen interessanten Ansatz handelt, der sich hauptsächlich in Nordamerika ebenfalls gegen den Realsozialismus entwickelte und der im Gegensatz zum Post-Operaismus analytischer mit der Systemkonkurrenz der ehemaligen Blöcke des Kalten Krieges umgeht, etwa wenn er die Systemkonkurrenz als Hauptantriebskraft des paneuropäischen Keynesianismus und Wohlfahrtsstaaten nach dem Zweiten Weltkrieg ausmacht. Mit dem Zusammenbruch des ehemaligen Warschauer Paktes war es damit vorbei. Jedenfalls geht es in Maguns Beitrag um Ontologie, jener Lehre vom Sein, welche immer auch ein interpretationsbedürftiges Konstrukt ist, wie das Gegenwärtige immer auch Vergangenes beinhaltet. Magun stellt die richtigen Fragen, zum Beispiel wie es denn sein könne – wie Hardt/ Negri behaupten –, dass der Kommunismus eine progressive Tendenz innerhalb des Kapitalismus sei, wie könne er dann seine eigenen Voraussetzungen zerstören (nämlich den Kapitalismus)?

Saroj Giri, Professor für Politische Wissenschaft in Delhi (Indien), geht ähnlich vor, in dem er die neueren sozialen Bewegungen (Nicht-Regierungs-Organisationen, Regenbogenkoalitionen) und

deren Vordenker_innen (etwa Naomi Klein und John Holloway) mit den realen Bewegungen in Südamerika (Venezuela, Bolivien) konfrontiert. Seiner Meinung nach gibt es zwei Positionen, die in großen Teilen der heutigen Linken dominieren:

„Die eine Position ist die der sozialen Bewegung, welche gegen den Neoliberalismus opponiert, aber den Kapitalismus selbst nicht problematisiert – und ganz besonders nicht die politische Form des Kapitalismus. Die zweite Position geht über den Anti-Neoliberalismus hinaus und problematisiert den Kapitalismus, aber (...) nicht die politische Form des Kapitalismus.“ (S. 64)

Hier knüpft der Autor an die modischen Ansätze an, die den „Klassismus“ bekämpfen wollen, aber nicht die Klassenverhältnisse.

Antonio Negri setzt zu einer umfassenden Polemik an, welche sich gegen Alain Badiou und Jacques Rancière richtet (der bei dieser Konferenz gar nicht anwesend war). Es handelt sich um Differenzen, die sich Außenstehenden nur schwer erschließen dürften; wenn er aber zum Beispiel vom Geschichtshass des französischen Maoismus spricht, wird deutlich, dass es sich um Dinge handelt, die lange zurückliegen und um die magischen 1968er Jahre angesiedelt sind. Jedenfalls kritisiert Negri (zurecht) das „Ereignis“ bei Badiou (gemeint ist etwa die Französische Revolution oder die Kulturrevolution in China), da es niemals geschichtlich hergeleitet wird und Badiou's Abneigung gegen polit-ökonomische Analysen offensichtlich werden lasse. Stattdessen betont Negri zum wiederholten Male die Notwendigkeit einer Ontologie, welche sich insbesondere mit den veränderten Verhältnissen seit Marx zu beschäftigen habe. Gibt es noch eine Arbeiterklasse, ließe sich fragen. Entwicklungen, die diese Frage geradezu herausfordern, seien etwa die der Lohnarbeit zur selbständigen Arbeit, von der Sicherheit zur Unsicherheit, von der Ablehnung der Arbeit zum Fehlen der Arbeit. Und es gibt tatsächlich etwas neues von dem alten Operaisten, wenn er meint: „Und an die Stelle der Industriearbeit (als Quelle der Produktivität) tritt die soziale Aktivität“ (S. 176). Was könnte dies bedeuten? Etwa, dass es nur noch angeregt kommunizierende Individuen gibt, die ganz nebenbei noch Mehrwert produzieren?

Alain Badiou antwortet auf diese klassische franko-italienische Diskordanz (wie er sie im Vorwort bezeichnet) nur mit einer kurzen Replik in einem längeren Text, für die er extra in die englische Sprache wechselt, um sich gemäßiger auszudrücken, wie er anmerkt. Er wirft Negri vor, seine Bücher nicht aufmerksam gelesen zu haben und wendet sich strikt gegen dessen Analysen des Spätkapitalismus. Außerdem sei die Idee, nach welcher der Kapitalismus in gewisser Weise den Weg zu einer kommunistischen Organisation der Gesellschaft eröffnen würde, vollkommen obsolet.

Man sollte sich diesen Arbeitstexten nicht als Zeuge einer Reihe theoretischer Karussell-Runden nähern, sondern immer im Hinterkopf behalten, dass Jacques Derrida zu solchen Situation formuliert hat, Theorien können zu Monstern mutieren. Mit diesem Satz im Gepäck kann es aufwärts gehen mit dem akademischen Marxismus.

Alain Badiou, Slavoj Žižek 2012:

Die Idee des Kommunismus II.

Laika Verlag, Hamburg.

ISBN: 978-3-942281-29-4.

250 Seiten. 24,00 Euro.

Zitathinweis: Adi Quarti: Kontroverse Kommunismen. Erschienen in: Wer macht Medien?. 27/2013. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1120>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:12.

Marxistische Antworten auf ökologische Fragen

John Bellamy
Foster, Brett Clark,
Richard York
Der ökologische
Bruch Der Krieg des Kapitals
gegen den Planeten

John Bellamy Foster, Brett Clark, Richard York

Der ökologische Bruch

Der Krieg des Kapitals gegen den Planeten

Die kapitalistische Akkumulation hat infolge der Globalisierung des Monopolkapitalismus in der Beziehung zwischen Natur und Gesellschaft eine Vielzahl ökologischer Brüche erzeugt, die in einer planetarischen ökologischen Krise mündeten. Der einzige Ausweg ist eine ökologische Revolution.

Rezensiert von [Christian Stache](#)

Eine wesentliche Erkenntnis der ökomarxistischen Debatten, die in der deutschsprachigen Diskussion und den theoretischen Arbeiten zu Umweltproblemen in Vergessenheit geraten ist, wird von John Bellamy Foster und seinen Co-Autoren wieder aufgegriffen und ins Zentrum ihrer Analyse gestellt: „alle marxischen Werke von den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten aus dem Jahre 1844* bis zu seinen Ethnologischen Exzerptheften der späten Siebziger bis zu den frühen Achtziger Jahren“ (S. 260; Herv. i.O.) durchzieht eine Konzeption des gesellschaftlichen Verhältnisses zur Natur, der zufolge die gesellschaftliche Arbeit zwischen der menschlichen Gesellschaft und der Natur vermittelt. „Arbeit ist der Prozess, in dem die Menschen durch den Austausch organischer Materie mit der Natur interagieren“ (S. 118). Dabei sind sie einerseits darauf angewiesen, die relativ unabhängigen Prozesse der Natur zu erkennen und bei Strafe des eigenen Untergangs zu beachten, andererseits entwickeln sich die menschlichen Gesellschaften durch ihre gesellschaftliche Produktion in relativer Unabhängigkeit von den Naturkräften. Gleichzeitig stehen beide in permanentem Austausch miteinander. Die menschlichen Produktionsverhältnisse wirken auf die Natur zurück und beeinflussen diese ebenso wie die Natur und ihre Veränderungen sich auf die menschliche Produktionsweise auswirken. Diesen vermittelnden „Prozeß zwischen Mensch und Natur“ (MEW 23, S. 192) bezeichnet Marx in Anlehnung an die naturwissenschaftliche Forschung seiner Zeit als „Stoffwechsel“ (ebd.) oder – in der wissenschaftlichen Terminologie des deutschen Chemikers Justus von Liebig – als „Metabolismus“ (S. 76).

Der Stoffwechselprozess zwischen Natur und Gesellschaft hat unabhängig von der Formation Bestand, in denen die Gesellschaften produzieren. Auch wenn „jede Produktionsweise“ eine historisch-spezifizierte „soziale metabolische Ordnung erzeugt“ (S. 332), war der Metabolismus die Basis der Urgesellschaften und des Feudalismus ebenso wie er die Grundlage der heutigen kapitalistischen Produktionsweise bildet. Sowohl in den „Grundrissen“, in denen Marx seine umfangreichen Vorarbeiten für „Das Kapital“ zusammenfasste, als auch im marxischen Hauptwerk, der „Kritik der politischen Ökonomie“, stellt Marx den metabolischen Prozess zwischen Gesellschaft und Natur als Bedingung für die Existenz menschlicher Gesellschaften dar. Für Foster et al. bildet dieses historisch-materialistische Konzept, das Marx in den „Grundrissen“ „Produktion im Allgemeinen“ (S. 262) nennt und im „Kapital“ am weitesten entwickelt wurde (vgl. MEW 23, S. 192-200), den Ausgangspunkt einer Kritik der heutigen nachhaltigen Zerstörungen der Natur.

Der ökologische Bruch, ökologische Krisen und ökologischer Imperialismus

Heute sind die Verwüstungen der Umwelt für Foster und seine Kollegen „letzten Endes vorrangig

eine Frage der politischen Ökonomie“ (S. 149). Denn „aus den Konflikten und Widersprüchen der modernen kapitalistischen Gesellschaft“ (S. 15f.) entspringt ein „allumfassender Bruch in der menschlichen Beziehung zur Natur“ (S. 20). Dieses „entscheidende Problem“ (S. 155) erwächst im Wesentlichen aus „der Tretmühle der kapitalistischen Akkumulation“ (S. 190), das heißt aus dem Zwang zum „exponentiellen ökonomischen Wachstum“ (S. 155), das aus den kapitalistischen Produktionsverhältnissen entstammt. Im Zuge dieser beständigen Anhäufung von Kapital werden die beiden „Springquellen alles Reichtums“ (MEW 23, S. 530) – die Erde und der Arbeiter – systematisch untergraben, um sie wie in „der griechisch-römischen Midas-Sage“ (S. 108) in Gold zu verwandeln. „Die metabolische Sozialordnung des Kapitalismus“ ist folglich „immanent antökologisch“ (S. 74). Dadurch dass die kapitalistische Ökonomie „keine absoluten Grenzen seines eigenen Fortschreitens“ (S. 31) kennt, das personifizierte Kapital die Natur als „freie Geschenkgabe“ (S. 412) und ihre Gesetzmäßigkeiten „als einfache Schranken (statt als Grenzen) seiner eigenen Selbstaudehnung“ (S. 269) behandelt, überschreitet sie systematisch die objektiven Grenzen der Natur. „Der ökologische Bruch ist“ also „das Produkt eines gesellschaftlichen Bruchs“ (S. 50).

Entsteht in einem konkreten metabolischen Prozess einmal ein „unheilbarer Riss“ (S. 77), entwickelt sich eine „ökologische Krise“ (S. 73). Da kapitalistische Gesellschaften die Ursachen für die einzelnen Krisen nicht an ihrer Wurzel beheben, kommt es zu räumlichen und zeitlichen Verschiebungen. Das heißt, der ökologische Riss wird nicht gekittet und die ökologische Krise nicht gelöst, sondern verlagert. Dies hat zur Folge, dass sich andernorts und zu einer anderen Zeit ein weiterer „irreparabler Bruch“ (S. 119) in der „komplexen Koevolution von Natur und menschlicher Produktion“ (S. 30) bildet, der in der Regel gravierendere Konsequenzen für Gesellschaft und Natur besitzt als der ursprüngliche Spalt im Metabolismus: Die sozialökologischen Probleme potenzieren sich.

Solange die Störungen im Stoffwechsel lokalen oder regionalen Charakter hatten, waren Verschiebungen eingeschränkt möglich – trotz ihrer verheerenden Auswirkungen. Die Entwicklung des „Monopolkapitalismus“ (S. 173), den die Autoren in Anlehnung an Paul Sweezys theoretische Überlegungen konzipieren, „hat den metabolischen Bruch auf globalen Maßstab ausgeweitet“ (S. 77). „Die globale Ausdehnung des Kapitals führt zur Schaffung einer planetarischen ökologischen Krise“ (S. 85), zu einem „globalen ökologischen Bruch“ (S. 331).

Wenn die „planetarischen Grenzen“ (S. 49) einmal überschritten worden sind, werden die ökologischen Brüche und ihre Folgen von den imperialistischen Kernstaaten wie den USA oder der EU durch einen „ökologischen Imperialismus“ (S. 329) auf die Staaten und Bevölkerungen der globalen Peripherie abgewälzt. Darin erschöpft der ökologische Imperialismus sich allerdings nicht. Die Kernstaaten versuchen zudem mit Hilfe von politisch-ökonomischen Mitteln, sich bevorzugten Zugang zu knappen Rohstoffen zu sichern und Bedingungen für einen ungleichen Tausch herzustellen, über den sie zu Vorzugspreisen Zugriff auf Ressourcen erhalten. „Die Natur des ökologischen Imperialismus“ liegt also letztlich darin, „die ökologischen Bedingungen weltweit kontinuierlich zu verschlechtern“ (S. 355).

Foster et al. veranschaulichen diese theoretische Argumentation sowohl an einem Modell, dem Marx schon im 19. Jahrhundert seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, – dem durch die industrielle Landwirtschaft hervorgerufenen Nährstoffverlust kultivierter Böden in Großbritannien – als auch an einem aktuellen Modell – dem globalen Bruch im „Kohlenstoff-Metabolismus“ (S. 116), der gegenwärtig im Klimawandel kulminiert.

„Grüner Kapitalismus“ und „elitäres Umweltbewusstsein“ – Ökologische Modernisierung und ökonomischer Malthusianismus

Lenins klassische Frage „Was tun?“ drängt sich auf angesichts des realen Bedrohungsszenarios

durch den Klimawandel, die rücksichtslose Zerstörung der Arten, die Übersäuerung der Ozeane, den Ozonmangel in der Stratosphäre, den weltweiten Frischwasserverbrauch, die veränderte Landnutzung, die atmosphärische Aerosolaufladung, die chemischen Verschmutzungen und die Brüche im Phosphor- und Stickstoffkreislauf.

Aufgrund ihrer Analyse überrascht es nicht, dass Foster, Clark und York alle politischen Projekte einer scharfen Kritik unterziehen, die nach Palliativmittelchen für die ökologischen Krise(n) suchen und die kapitalistischen Produktionsverhältnisse intakt lassen wollen. Die technologiezentrierten, marktgesteuerten, konsumorientierten Ansätze verwerfen sie ebenso wie die verschiedenen Formen des Umweltmanagements und die dazugehörigen (sozial)wissenschaftlich-philosophischen Positionen.

„Die heutige Umweltbewegung“ (S. 149), konstatieren die Autoren, verfolgt einen solchen Kurs der „ökologischen Modernisierung“ (S. 239) des Kapitalismus, um aus der ökologischen Krise herauszukommen. Sie ist sich zwar nicht darüber einig, wie die Modernisierung vonstattengehen soll, aber über das Ziel von Reformen herrscht weitgehend Konsens. Dass dies nicht nur die „Ökologisierung der Wirtschaft“, sondern auch die „Ökonomisierung der Ökologie“ (S. 241) zur Folge hat, wird in Kauf genommen, obwohl damit genau die „Triebkräfte“ der Zerstörung weiter angeheizt werden, die zu den Umweltproblemen geführt haben. Foster et al. entgegen daher, dass die „Reproduktion der Umwelt nicht im Einklang mit den 'Regeln des Marktes' funktioniert“ (S. 242). Der „grüne“ oder „nachhaltige Kapitalismus“ (S. 408) bedeutet die Fortsetzung der ökologischen Verwüstungen, nicht ihr Ende.

Ein von Umweltschützern „besonders aus wohlhabenden Ländern“ getragenes Projekt ökologischer Modernisierung ist der „ökonomische Malthusianismus“ (S. 358). Dessen VertreterInnen sehen in der wachsenden Zahl von KonsumentInnen die zentrale Gefahr für die Erde. Die „Verbraucherkultur“ ist „Anfang und Ende aller Umweltprobleme“ (S. 361). Die Lösungsstrategie besteht dementsprechend darin, den Massenkonsum zurückzufahren und die KonsumentInnen zu einem „grünen Einkaufsverhalten“ (S. 360) anzuhalten. Während also die Anhänger des „demografischen Malthusianismus“ (S. 358) das Wachstum der Bevölkerung kontrollieren wollten, um eine vermeintliche Kluft zwischen Bevölkerungswachstum und der Produktion von Lebensmitteln zu regulieren, verfolgen die ökonomischen MalthusianerInnen in der Umweltbewegung das Ziel, den ansteigenden Konsum der Individuen zu kontrollieren, um den ökologischen Zerstörungen Einhalt zu gebieten. Beiden Positionen ist gemein, dass sie auf einer „verkürzten Behandlung von Klassenangelegenheiten“ (S. 370) und dementsprechend auf einem falschen Bewusstsein der gesellschaftlichen Verhältnisse beruhen, das Foster und seine Kollegen als „elitäres Umweltbewusstsein“ (S. 371) charakterisieren.

Zweierlei Konsum – zweierlei Konsumkritik

Der „ökonomische Malthusianismus“ gründet zudem laut Foster, Clark und York auf einem weit verbreiteten Missverständnis in der Ökologiebewegung: dem „Rätsel des Konsums“ (S. 364). Sie meinen damit eine Vermengung von zwei unterschiedlichen Konsumbegriffen. Während sowohl AktivistInnen als auch WissenschaftlerInnen der grünen Bewegungen den Konsum schlechthin für ökologische Probleme verantwortlich machen, ist es unter Rückgriff auf Marx möglich, zwischen individueller und produktiver Konsumtion zu differenzieren. Dies erlaubt auch eine wesentlich genauere Beantwortung der Fragen, wer die exorbitanten Mengen an Energie und anderen natürlichen Stoffen verbraucht, und wie man dieser Vernutzung der Umwelt am besten begegnet.

Die klassische grüne Konsumkritik konzentriert sich in der Regel auf „den“ Konsum. Damit stellen ihre VertreterInnen letztlich zum Beispiel die Produktion von Haushaltsmüll einerseits und radioaktivem Abfall durch Atomenergie auf eine Stufe. Beide sind Folgen „des“ Konsums. Entsprechend raten die traditionellen KonsumkritikerInnen dazu, Strom zu sparen, Müll zu trennen, Waren mit geringem Verpackungsanteil einzukaufen und so weiter. Dabei handelt es sich

nicht nur um eine individualistische Strategie, um das Müllaufkommen zu reduzieren, sondern auch um eine, mit der die Produktion gänzlich ausgeklammert wird.

Eine zeitgemäße Konsumkritik, die nicht hinter die Erkenntnisse von Marx und Engels zurückfällt, basiert hingegen auf der Scheidung zwischen dem Konsum der Individuen und dem produktiven Konsum kapitalistischer Unternehmen. Am Modell der Müllproduktion in den USA zeigen Foster et al. überzeugend, dass die einzelnen KonsumentInnen lediglich 2,5 Prozent des Gesamtabfalls erzeugen. Die restlichen 97,5 Prozent setzen sich aus „(1) Industiemüll, (2) Bau- und Abrissmüll sowie (3) Sondermüll (Abfälle aus Bergbau, Treibstoffproduktion und Metallverarbeitung)“ (S. 363) zusammen. Fosters, Clarks und Yorks Kritik sollte auch nicht wieder falsch verstanden werden. Sie ist auch kein Plädoyer für einen kulturindustriell angeleiteten Hedonismus. Es nicht falsch, weniger Müll in den eigenen vier Wänden zu produzieren. Aber eine signifikante Veränderung der Umweltbelastung wird auch in diesem Punkt nur möglich sein, wenn die Produkte gesellschaftlich anders hergestellt werden. Eine politische Lösungsstrategie zur Verringerung der Umweltbelastung durch Müll muss sich dementsprechend gegen die Produktionsweise kapitalistischer Unternehmen und die ihnen zugrundeliegenden Produktionsverhältnisse richten.

„Die einzige vernünftige Antwort“: „ökologische Revolution“ (S. 414)

Foster, Clark und York schlussfolgern aus ihrer Untersuchung, dass es „einer ökologischen und sozialistischen Revolution des 21. Jahrhunderts“ (S. 420) bedarf, um der ökologischen Probleme Herr zu werden. Eine ökologische Umwälzung auf dem gesamten Globus ist letztlich Teil des „Kampfes für den Sozialismus“ (S. 419). „Es kann keine wirkliche ökologische Revolution geben, die nicht sozialistisch wäre, keine wahrhaft sozialistische Revolution, die nicht ökologisch ist“ (S. 419). Diese schließt auch ein neues qualitatives Element ein. Wie Marx Thomas Müntzer zitierend schreibt, müssen „alle Lebewesen ebenfalls befreit werden“ (S. 61). Kurz- und mittelfristige Maßnahmen werden dadurch keineswegs ausgeschlossen.

Der „Initiator“ (S. 418) und die „Hauptkraft für eine ökologische Revolution kommt aktuell aus dem globalen Süden“ (S. 417). Um diese Revolution machen zu können, muss das „Umweltproletariat“ (S. 379) – ein Zusammenschluss des klassischen marxischen Proletariats und derjenigen, die von ökologischen Zerstörungen bedroht werden oder bereits unter ihnen leiden – eine „*neue ökologische Hegemonie* innerhalb der Zivilgesellschaft“ (S. 378; Herv. i.O.) erstreiten, indem es eine ökologische und soziale „Gegenhegemonie auf der Grundlage sozialistischer Prinzipien“ (S. 378) errichtet.

Insgesamt belegt das Buch eindrucksvoll, welche analytische und aufklärerische Kraft der Ökomarxismus bis heute besitzt. Es ist darum um so bedauerlicher, dass er in den deutschsprachigen Staaten, wenn überhaupt, ein marginalisiertes Randdasein fristet.

John Bellamy Foster, Brett Clark, Richard York 2011:

Der ökologische Bruch. Der Krieg des Kapitals gegen den Planeten.

Laika Verlag, Hamburg.

ISBN: 978-3-942281-97-3.

496 Seiten. 39,90 Euro.

Zitathinweis: Christian Stache: Marxistische Antworten auf ökologische Fragen. Erschienen in: Wer macht Medien?. 27/ 2013. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1119>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:12.

Schulverweis für den Verfassungsschutz



Arbeitskreis Extremismusbegriff (Hg.)

Schulverweis für Andi!

Warum der Verfassungsschutz mit seiner Bildungsarbeit gegen »Extremismus« scheitert

Die Bildungsarbeit des Verfassungsschutzes steht juristisch und politisch in der Kritik. Zurecht: Der Band verdeutlicht, warum der Geheimdienst der Schule verwiesen werden sollte.

Rezensiert von [Lotta Schwedler](#)

Der Verfassungsschutz ist längst mehr als nur ein Inlandsgeheimdienst und Überwachungsorgan. Ausstellungen, Vorträge und Bildungscomics aus der Feder des Verfassungsschutzes sollen auch zur Demokratieerziehung von Schüler_innen beitragen. Die Öffentlichkeitsarbeit des Verfassungsschutzes wurde in den letzten Jahren zunehmend ergänzt durch Bildungsarbeit. Zeitgleich erschwert die Extremismusklausel antifaschistische Bildungsarbeit und dreht „linksextremen“ Organisationen den Geldhahn ab. Der Arbeitskreis Extremismusbegriff, eine linke Gruppe von Studierenden und Akademiker_innen, nimmt in „Schulverweis für Andi! Warum der Verfassungsschutz mit seiner Bildungsarbeit gegen 'Extremismus' scheitert“ die Andi-Comics des Verfassungsschutzes unter die Lupe und fragt, was es mit der Extremismusoffensive des Verfassungsschutzes und der Bundesregierung auf sich hat.

Ein Relikt des Kalten Krieges

Zunächst wird sich einer differenzierten und ausführlichen historischen, theoretischen und politischen Entpuzzelung des Extremismusbegriffes gewidmet. Dabei zeichnen die Autor_innen die „Karriere eines Begriffes“ (S. 15) nach, die in der Totalitarismustheorie des Kalten Krieges ihren Ausgangspunkt findet. Die antikommunistische Ausrichtung der Totalitarismustheorie bildet damit den Kern für eine Gleichsetzung von Links und Rechts an den äußeren Rändern, die einer demokratischen, gemäßigten Mitte gegenüberstehen. An diese Vorstellung knüpfen aktuelle Extremismustheorien wie die von Uwe Backes und Eckhard Jesse an, die von einem Hufeisenschema ausgehen, nach dem Links und Rechts als politische Extreme am äußeren Rand stehen und sich einander politisch und ideologisch an diesem annähern beziehungsweise überschneiden.

Die Autor_innen verweisen auf die konkrete Übersetzung des Modells in die Realpolitik der Bundesfamilienministerin Kristina Schröder. Hier macht der Arbeitskreis deutlich, dass die Extremismustheorie nicht nur ein wissenschaftliches Forschungsfeld ist. Sie ist vor allem eine politische Doktrin, eine politische Ideologie, die das intellektuelle Rüstzeug für einen Feldzug gegen linke Gesellschaftskritik bietet. Die Konsequenz: Eine Kriminalisierung kritischer, antifaschistischer Politik und Bildungsarbeit sowie die Verharmlosung rechter Gewalt und die Dethematisierung der Verankerung rassistischer und rechter Ideologien in der so genannten demokratischen Mitte. Darüber hinaus schürt die Extremismusklausel antimuslimischen Rassismus. „Religiöser Extremismus“ und „Islamismus“ stellen die neusten Feindbilder von Extremismustheoretiker_innen dar. Während einige darin bemüht sind, „Islamismus“ als Teil „linksextremistischer“ oder „rechtsextremistischer“ Ideologien zu konstruieren, malen andere das Schreckensgespenst eines dritten Extremismus an die Wand, der – wie „Links- und

Rechtsextremismus“ auch, darauf abziele, die freiheitlich-demokratische Grundordnung und den demokratischen Verfassungsstaat abzuschaffen. Im Zentrum der Kritik der Autor_innen steht außerdem das statische Demokratieverständnis der Extremismustheorie, das Demokratie und Verfassung gleichsetzt und damit keine „Differenzierung zwischen staatlichem Handeln und der zugrundeliegenden Verfassung“ (S. 32) zulässt. Damit gerät „jede Kritik am Handeln des Staates in den Verdacht, *extremistisch* zu sein“ (S. 33, Herv. i.O.). Der Arbeitskreis verdeutlicht in seiner Analyse, dass der Einfluss der Extremismustheorie durch die „Extremismusoffensive“ (S. 11) des Verfassungsschutzes und der Regierung eine neue Qualität erhalten hat, indem sie zu einer quasi staatstragenden Ideologie gemacht wurde, während sie gleichzeitig alternative Demokratieverständnisse als verfassungsgefährdend diffamiert.

Die Extremist_innen-Checkliste des Verfassungsschutzes

In einem nächsten Schritt wenden sich die Verfasser_innen daher der Frage zu, welche Extremismusdefinition der Arbeit des Verfassungsschutzes zu Grunde liegt. Während der Begriff gesetzlich nicht eindeutig definiert ist, treiben die Begriffserklärungen einiger Landesämter wundersame Blüten. Die Definition des Verfassungsschutzes Hamburg liest sich heruntergebrochen dann so: „Extremist_in“ ist, wer vom Verfassungsschutz überwacht wird. Was diese bestechende Logik in der politischen Praxis bedeutet, zeigt sich unter anderem in den Auswirkungen der Extremismusklausel, die Engagement gegen Rechts unter den Generalverdacht der Demokratiefeindlichkeit gestellt hat. Die Regierung verlangte von Organisationen, ihre Treue zur Verfassung durch die Unterzeichnung der Extremismusklausel (offiziell: „Demokratieerklärung“) zu bekunden und drohte andernfalls mit der Streichung von öffentlichen Zuwendungen.

Die Arbeit des Verfassungsschutzes geht jedoch über die Beobachtung politischer Gegner_innen hinaus. Unter Berufung auf das Aufgabenfeld „Verfassungsschutz durch Aufklärung“ (S. 46) oder auch „positiver Verfassungsschutz“ (S. 45) dringen die Landesbehörden zunehmend in Schulen und Bildungseinrichtungen vor. Während die Öffentlichkeitsarbeit des Verfassungsschutzes zumindest juristisch legitimiert ist, entbehrt die Kompetenzausweitung auf den Bereich der Bildungsarbeit jedweder juristischen Grundlage, so der Arbeitskreis Extremismusbegriff. Die verschiedenen Bildungsangebote des Verfassungsschutzes – Ausstellungen, Publikationen und Vorträge zu „Rechtsextremismus“, „Linksextremismus“ und „Islamismus“ – sowie die enge personelle Verknüpfung des Verfassungsschutzes mit wissenschaftlichen Vertreter_innen der Extremismustheorie zeigen dabei deutlich die ideologische Ausrichtung der Arbeit des Geheimdienstes. Ein gleichberechtigter Meinungs Austausch, so die Kritik der Autor_innen, wird dadurch verhindert, auch weil staatlichen Institutionen ein besonderes Maß an Vertrauen von der Gesellschaft entgegengebracht wird. „Letztendlich wird Herrschaft durch Informationsversorgung der Bevölkerung ausgeübt“ (S. 46). Oder eben durch die Nichtversorgung mit bestimmten Informationen.

Andi – ein verfassungstreuer Besserwisser

Die Autor_innen verdeutlichen in einem zentralen Kapitel, dass die Andi-Comics, die bundesweit über die verschiedenen Verfassungsschutzbehörden erhältlich und zwischen 2005 und 2009 erschienen sind, eine bebilderte Darstellung der Extremismustheorie von Backes und Jesse sind. Ursprünglich wurde Andi von der Abteilung Verfassungsschutz des Innenministeriums Nordrhein-Westfalen für die Sekundarstufe 1 von Illustrator Peter Schaaff ins Leben gezeichnet. Die Analyse der Autor_innen widmet sich dabei nur dem ersten und dritten Band der Andi-Comics, die sich mit „Rechts-“ und „Linksextremismus“ beschäftigen. Der zweite Band, in dem Andi und seine Freund_innen gegen „Islamismus“ kämpfen, wird dabei ausgeklammert. Das mag analytisch Sinn machen, hat sich der Arbeitskreis doch vorgenommen, die Gleichsetzung von Links und Rechts durch den Verfassungsschutz zur Brust zu nehmen. (Bildungs-)politisch wäre die Analyse des zweiten Comics jedoch von besonderer Relevanz gewesen. Antimuslimischer Rassismus ist Alltag an deutschen Schulen und wird mit dem zweiten Andi-Band durch den Verfassungsschutz noch

zusätzlich legitimiert. Außerdem muss der Comic im Kontext einer breiter angelegten antimuslimischen Offensive des Verfassungsschutzes an Schulen gesehen werden, wie sie sich beispielsweise auch in den sogenannten Islamisten-Checklisten des Verfassungsschutzes widerspiegelt, die Lehrer_innen dabei helfen sollten, jugendliche „Extremisten“ aufzuspüren.

Die Autor_innen kritisieren sowohl die dürftige, banalisierende inhaltliche Auseinandersetzung mit „Rechtsextremismus“ in den Comics als auch die visuelle Stereotypisierung, die in weiten Teilen rassistische Klischees bedient. Rassistische Bemerkungen lässt Comic-Held Andi unkommentiert, sein Anliegen ist es vielmehr „Jugendliche für die *Mitte* der Gesellschaft und die FdGO [zu] mobilisieren und nicht zu einem couragierten Umgang mit Neonazis und rechter Gewalt“ aufzurufen (S. 75, Herv. i.O.). Die Kritik an den Andi-Comics durch den Arbeitskreis kann in folgenden wesentlichen Punkten zusammengefasst werden: In den Comics wird rechtes Gedankengut lediglich als Gefahr für die freiheitlich-demokratische Grundordnung beschrieben und nicht in erster Linie als Gefahr für Menschen. Außerdem werden rechte Ideologien an den Rändern der Gesellschaft angesiedelt, wodurch Rassismus in der sogenannten Mitte der Gesellschaft aus dem Blick gerät. Des Weiteren richtet sich die Kritik der Autor_innen gegen die Gewaltdarstellung in den Comics: Während rechte Gewalt gar nicht thematisiert wird, wird linke Politik auf Gewalt und Zerstörung reduziert, auf jugendliche Rebellionswut heruntergebrochen und damit entpolitisiert.

„Dies legt den Schluss nahe, dass es sich bei den Andi-Comics um den verzweifelten Versuch handelt, linkes Engagement konsequent zu kriminalisieren, während rechte Ideologien und Handlungen verharmlost werden.“ (S. 104)

Die ideologische Nähe zur Extremismustheorie, die rechte Gewalt und linke Kritik in ein und denselben Extremismustopf wirft, wird besonders in einer Abbildung in Andi 3 deutlich, in der der Streit zwischen einem Neonazi und einem Linken durch Andi und seine Freund_innen folgendermaßen kommentiert wird: „Die reden voll den gleichen Quark... und aussehen tun sie auch gleich... aber hassen tun sie sich wie die Pest“ (S. 89). Besser hätten es Jesse und Backes wohl nicht formulieren können. Das Abschlussplädoyer der Autor_innen lautet daher: Bildungsarbeit ohne Geheimdienst!

Pädagogisch wertvoll

Die Analyse der Autor_innen leistet einen wichtigen Beitrag zu einer fundierten Kritik an der Bildungsarbeit des Verfassungsschutzes, aber auch an den Strukturen, Arbeitsweisen und der politischen Ausrichtung des Verfassungsschutzes im weiteren Sinne. Dabei richtet sich ihr Augenmerk nicht nur auf die Frage nach der rechtlichen Legitimation für das bildungspolitische Engagement der Geheimdienste an Schulen. Ausführlich wird auch die ideologische Ausrichtung des Verfassungsschutzes unter die Lupe genommen und historisch eingebettet, wodurch die Kritik an den Inhalten der Andi-Comics in einen breiteren Kontext gestellt wird. Angenehm ist auch, dass der/die Leser_in nicht juristisch oder politikwissenschaftlich versiert sein muss, um zu verstehen, woran den Autor_innen gelegen ist.

Ein Kritikpunkt an „Schulverwis für Andi“ ist, wie bereits erwähnt, die Nichteinbeziehung des zweiten Bandes der Andi-Comics in die Analyse. Interessante Fragen wären gewesen, in welchen Zusammenhang die Extremismustheorie „Islamismus“ mit „Links- und Rechtsextremismus“ setzt und wie die Arbeit des Verfassungsschutzes zu antimuslimischen Diskursen beiträgt. Was außerdem zu kurz kommt und von den Autor_innen nur am Rande diskutiert wird, ist eine Problematisierung der Andi-Comics unter politikdidaktischen Gesichtspunkten. Hier wäre es spannend gewesen, sich auch die Handreichungen für Lehrer_innen, die der Verfassungsschutz für Band 1 der Comics herausgegeben hat, genauer anzuschauen. Denn die Bildungsarbeit vom Verfassungsschutz entbehrt nicht nur einer juristischen Grundlage, ist politisch und ideologisch absolut fragwürdig, sondern ist, wie die Andi-Comics und die Handreichungen zeigen, auch didaktisch eine absolute

Katastrophe. Nicht umsonst wurden im Beutelsbacher Konsens von 1976, der das Ergebnis einer Tagung von Politikdidaktiker_innen und der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg ist, Grundsätze für die politische Bildung festgelegt, an die sich auch ein Verfassungsschutz zu halten hat. Dem Grundsatz der Kontroversität, also dass das, was in der Öffentlichkeit kontrovers diskutiert wird, in der Schule kontrovers dargestellt werden muss, läuft die inhaltliche Ausrichtung der Comics gänzlich zuwider. Ein Comic, der sich bei der Beschreibung von gesellschaftlichen Realitäten an der Extremismustheorie orientiert, kann komplexe Wirklichkeiten nicht erfassen. Auch verstoßen die Comics gegen das Indoktrinationsverbot, den ersten Grundsatz des Beutelsbacher Konsenses. Andis kruden Ansichten und seine Ignoranz gegenüber Rechten sind keine sonderlich gute Grundlage, damit sich Schüler_innen ihre eigene Meinung bilden können, wie es der politikdidaktische Konsens fordert.

Neben diversen Anti-Andi-Comics, die von verschiedenen linksautonomen Gruppen als Reaktion auf die Bildungscomics des Geheimdienstes herausgegeben wurden, ist „Schulverweis für Andi!“ nun die erste buchlänge – sehr gelungene, vielschichtige und kritische – Auseinandersetzung mit dem Thema. Sie kann Schüler_innen und Lehrer_innen, aber auch anderen Aktivist_innen die Rücken stärken und Argumente an die Hand geben, die sich gegen das Eindringen der Geheimdienste in ihre Schulen und Klassenräume zur Wehr setzen wollen.

Arbeitskreis Extremismusbegriff (Hg.) 2012:

Schulverweis für Andi! Warum der Verfassungsschutz mit seiner Bildungsarbeit gegen

»Extremismus« scheitert.

Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-528-8.

120 Seiten. 12,00 Euro.

Zitathinweis: Lotta Schwedler: Schulverweis für den Verfassungsschutz. Erschienen in: Wer macht Medien?. 27/ 2013. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1118>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:12.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2019 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.

